

Raumschiff Enterprise – Ein Muss für Alle

Die Sendung mit der Maus (seit 1971), Die Rappelkiste und Plumpaquatsch (beide ab 1973) begannen wir langsam hinter uns zu lassen. Wir suchten neue Fernseh-Herausforderungen. Bonanza war nur eine davon. Viel lieber zitterten wir mit Wickie und den starken Männern (seit 1974), ob ein sternbunter Einfall des kleinen Tausendsassas die Wikinger wohlbehalten wieder nach Flanke brächte. Wir riefen mit Willi immer ein wenig verzweifelt näselnd nach der Biene Maja (seit 1976) und brüsteten uns damit, Starsky & Hutch (ab 1976) durchs Schlüsselloch gesehen zu haben. Doch keine unserer Fernseherfahrungen war so einschneidend und forderte unsere Nachspielfantasie so sehr heraus wie Raumschiff Enterprise. Endlich einmal war die ganze Familie vor dem Fernseher versammelt, es wurde sogar von Vätern berichtet, die die Sportschau deswegen hätten sausen lassen. Zwar stand der Mensch bereits mit einem Bein auf dem Mond, aber wer hatte schon die unendlichen Weiten des Weltraums gesehen und je zuvor das Jahr 2200 geschrieben? Kirk, Spock und Scotty wurden Synonyme für die Farben Gelb, Blau und Rot. Verzweifelt bemühten wir uns, uns aus dem bisweilen sterbenslangweiligen Heimatkunde-Unterricht, der nun auch „Sachkunde“ hieß, beamen zu lassen, um einmal ein Spocksches „Faszinierend“ live hören zu dürfen. Wir versuchten, unsere Mütter dazu zu bewegen, Schlafanzüge zu besorgen, die aussahen wie die Arbeitskleidung auf der Enterprise. Unsere ersten Pyjama-Partys waren in Wahrheit



Der richtige Schlafanzug genügte und das Enterprise-Feeling war komplett.

Enterprise-Partys. Aber das verstanden unsere schlecht informierten Eltern einfach nicht. Typisch!

Massendemütigung zum Sport erklärt

Die Bundesjugendspiele. Schon am Abend vor dem großen Ereignis packten unsere Mütter die Turnbeutel, in die kaum mehr hineinpasste als ein halbes Paar Schuhe (geschickt gestapelt hing nur noch eine Sohle heraus) und legten die Trainingsanzüge plan, damit wir sie am nächsten Morgen nicht übersähen. Wir schwammen, wir lie-

fen die 50 Meterbahn entlang, wir sprangen in meist provisorisch eingerichtete Sandkästen oder warfen den Schlagball. Von dem wir im Übrigen nie wussten, warum er so hieß. Schließlich schlugen wir nie darauf herum wie die amerikanischen Kinder, die wir klammheimlich um ihren Nationalsport Baseball beneideten, besonders durch die Kultserie „Die Bären sind los“, in der ein alternder Trainer und eine wunderschöne Starspielerin eine hoffnungslose Baseball-Jugendmannschaft gründlich aufmischten.

Und dann nur eine Siegerurkunde ...

Für manche von uns wurde der Schlagball aber ohnehin zum Schlafball, und die Bundesjugendspiele gerieten, wollte man sich nicht ganz blamieren vor den anderen Kindern, den älteren Geschwistern und den Lehrern, zur ersten echten Bewährungsprobe für das junge Selbstbewusstsein. Wer eine Siegerurkunde erhielt, war faktisch eine sportliche Niete, da half keine Beschönigung von wegen „Sieger“: Die anderen rückten in der Umkleidekabine mit der knallharten Wahrheit heraus. Wer aber eine Ehrenurkunde bekam, musste ernüchtert feststellen, dass das seinen Stand in der Klasse auch nicht unbedingt verbesserte. Schließlich gab es zu viele Neider, bestand diese Urkunde doch sogar aus zwei Blättern statt nur aus einem. Und wer gar keine Urkunde erhielt – darüber schweigen wir lieber!

Leider half noch nicht einmal schummeln. Diesmal hatten nämlich die Lehrer die Hoheit über Maßband und Stoppuhr. Und

da der Herr Bundespräsident höchstpersönlich die Schirmherrschaft über diese Leibesertüchtigung übernommen hatte – während unserer Grundschuljahre war dies Walter Scheel –, ließ sich auch kein Lehrer mit Mutters Plätzchen bestechen oder durch reichlich heiße Tränen erweichen.

Kurz: Bisweilen war es einfach besser, das Bett zu hüten, weil man die Windpocken, Masern oder Röteln und damit eine tolle Ausrede hatte, um das Laufen auf betonharten Aschenbahnen, das Schwimmen in chlorreichen 25m-Becken und die improvisierten Sandkästen, um die besonders sonn- und feiertags bedenklich viele Hunde strichen, herumzukommen.

Aber heimlich haben wir sie dann doch gesammelt, unsere Urkunden. Und haben sie von Umzug zu Umzug mitgenommen. Wie einen besonderen kleinen Schatz. „2,51 m. Wow. So weit bin ich seither nie wieder gesprungen ...“

Segen und Fluch des Bonanzarads

Nichts hat unsere Kindheit technisch so sehr revolutioniert wie das Bonanzarad. Vielleicht mit Ausnahme der papiernen Bastelbögen der Micky Maus und den Gimmicks der Zeitschrift Yps, die 1975 zum ersten Mal erschien, und die uns tatsächlich dazu brachte, Urzeitkrebssen bei ihrem eher stillen und unspektakulären Lebensvollzug zuzusehen.

Seine Bezeichnung leitete das Bonanzarad von seiner Herstellerfirma ‚Bonanza‘ her. Durch den elegant geschwungenen Fahrradsattel, auch „Bananensattel“ genannt, sowie



Der Manta einer ganzen Generation.

Dann doch besser ein Rennrad?

durch einen langen Hirschgeweih-Lenker erhielt es sein auffallendes Erscheinungsbild. Dazu standen die fast winzigen 20"-Räder in einem segensreichen Kontrast. Der Clou des Rades aber war der Schalthebel einer Dreigang-Nabenschaltung, der mittig auf den beiden Oberrohren angebracht war und das Gefühl einer Autoschaltung mit sich brachte. Das Bonanzarad war kein Fahrrad. Es war eine Offenbarung.

Wer noch keines hatte, wollte eines, und wer schon eines hatte, wollte es noch schöner machen. Besonders beliebt waren Mercedessterne, die wir damals eher selten eigenhändig stahlen, Fuchsschwänze, Fußballwimpel und in die Speichen gesteckte Reflektoren oder Bierdeckel. So wurde das Bonanzarad schließlich zum Manta der noch nicht führerscheinberechtigten Jugend.

Allerdings war das Bonanzarad auch gefürchtet. Die Dreigangschaltung erwies sich besonders in mittelgebirgsnahen Städten und Dörfern als kaum tauglich für das sportliche Erklimmen von Steigungen (wer aus dem Sattel stieg, hatte ohnehin verloren!); der gepriese Bananensattel sorgte schon bei kleinen Radtouren für böse Lähmungen der Po-Muskulatur, und der mehr oder weniger geschickt angebrachte Ganghebel wurde für uns heranreifende Jungs bei so manch unfreiwilligem Bremsversuch zur ersten Probe unserer Männlichkeit. Da Indianer bekanntlich nicht heulen, auch wenn sie einen deftigen Schlag ins Gemächt erhalten, kämpften wir die Tränen nieder und erklärten das Bonanzarad nichtsdestotrotz für unübertrefflich und „super“.

Kauften uns aber bei nächster Gelegenheit gleichwohl ein vernünftiges Rennrad.

Krieg im Zeichen der Zeder

Ende April 1975 endete mit der Einnahme Saigons durch kommunistische nordvietnamesische Streitkräfte und der bedingungslosen Kapitulation der südvietnamesischen Regierung einer der grausamsten und am unerbittlichsten geführten Kriege des 20. Jahrhunderts. Doch kaum waren die Schreckensbilder aus dem fernen Osten, die wir täglich im Fernsehen sahen, verblasst, kaum war Vietnam wieder vereint, begann ein entsetzlicher neuer Krieg in unsere Wohnzimmer zu flimmern. Der Libanonkrieg stellte für lange Zeit die Folie unserer Nachrichtenerfahrungen dar, wie bei den fünf bis zehn Jahre älteren der Vietnamkrieg und bei den Jüngeren der Jugoslawien- oder der Golfkrieg. Die Erinnerungen an die Bilder aus dem in Brand geschossenen Beirut, von Häusern, die als dach- und fensterlose Stümpfe in den Taghimmel ragten, werden wir als Urbilder des Kriegs vielleicht für immer in uns tragen.

Der Libanonkrieg, der erst 1991 endete, hinterließ seine Zeit ratlos. Sicher auch deswegen, weil hier zum ersten Mal keine klaren Linien zwischen den verfeindeten Parteien gezogen waren. Es schien, dass irgendwann einmal jeder mit jedem kollaborierte und jeder gegen jeden kämpfte. Vorausgegangen waren diesem Krieg unzählige Attentate von libanesischen Muslimen und PLO-Angehörigen auf der einen, sowie christlichen Milizen auf der anderen Seite. Dass im Krieg dann aber ein muslimischer Staat wie Syrien die Christen unterstützte, wohingegen die muslimische Seite bestens mit westlichen Waffen versorgt wurde, überforderte nicht nur unsere Väter und Mütter, sondern auch die Fernsehberichterstattung. Das Wirrwarr war komplett, die Zerstörungskraft der hochgerüsteten Milizen auch, und sie sollte wenigstens 90 000 Menschen das Leben kosten.

So stand der Krieg im Zeichen der libanesischen Zeder, einst das Symbol für Wohlstand, Kultur und Frieden, im krassen Gegensatz zu den ideologischen Kriegen, die man seit einem knappen halben Jahrhundert erlebt hatte und die eine klare Positionierung zuließen, je nachdem, wo man politisch stand.

Dieses Gefühl, sich nicht so recht positionieren zu können zwischen den Alternativen, weil sie nichts mehr darstellten und keine klaren Werte mehr vermittelten, wurde für uns vom Jahrgang 1968 spätestens in unserer Pubertät in den schwermütigen 80er Jahren zu einem echten Problem. „Keine Vergangenheit, keine Zukunft“, hieß die Losung. Die Träume schienen ausgeträumt. Und wir, die Jugendlichen, wir sollten den Kater der Zechstimmung im Nachkriegsdeutschland ausschlafen. Oder vielmehr, ihn möglichst ohne Kopfschmerztabletten aushalten.

Die Bilder aus dem zerstörten Beirut bleiben unvergesslich.

